

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

86 (28.10.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 28. October 1852.)

Verantwortlicher Redacteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro}. 86.

Ein Opfer.

(Fortsetzung.)

III.

An dem ganzen Tag verrieth Marie durchaus keine Schwäche, so daß Herr von Grandlieu, indem er sie kalt und ernst, aber ruhig und heiter sah, keine Ahnung von dem Opfer hatte, das ihm gebracht worden und wobei er ohne sein Wissen die Rolle des Henkers spielte. Herr von Kereuare fühlte sich wegen der Zukunft seiner Tochter beruhigt, und da sie nicht klagte, so hielt er sie sogar für glücklich. Nach der Trauung schloß er sie in seine Arme und hielt sie lange Zeit umschlungen.

„Dein alter Vater segnet Dich,“ sagte er mit zärtlicher Stimme, „wir segnen Dich alle,“ fügte er hinzu, indem er seine Augen zu den Ahnenbildern des Schlosses erhob.

Marie unterdrückte ihr Schluchzen und preßte ihr Herz zusammen, damit es nicht laut aufschreie. Der Taumel des Schmerzes hielt sie bis zum Ende aufrecht.

Der Abend war allmählig vorgeschritten und die Dunkelheit lagerte sich auf die Ebene. Es war in den letzten Tagen des Herbstes. Erdrückt von ihrer Qual, entfloß Marie aus dem Saal, wo ihr Bräutigam noch mit den Gästen weilte. Es war eine dunkle Nacht; sie ging unbemerkt aus dem Schlosse, und ohne daß sie es selber wußte, gelangte sie an das Ufer des Flusses. Wohin wollte sie, die Unglückliche hatte selber keine Ahnung. Sie eilte mit schnellen Schritten, den Kopf bloß, die Locken aufgelöst, ihre Füße auf dem harten Kiesel verwundend, ihre Kleider am Gestrüpp zerreißen, bleich, verwirrt und ihre schmerzliche Klagen mit dem Seufzen des Windes mischend. Sie wandelte wie ein gespenstischer Schatten unter den Bäumen. Sie ging mit gebrochenem Herzen, plötzlich hielt sie inne. Der Fluß lag zu ihren Füßen, die Sterne glänzten am Himmel, der Mond erhob sich hinter den alten Eichen. Marie erkannte den Ort, wo sie an einem milden Herbstabend Octaven ewige Liebe und Treue geschworen hatte. Sie ließ sich auf den Rasen nieder und kämpfte hier verzweiflungsvoll mit ihrer Liebe. Alles schien, sie anzuklagen, im Geräusch der Wellen, in dem Seufzen des Windes hörte sie die Stimme Octave's, der ihr ihre Schwüre in's Gedächtniß rief.

„Verzeihung, Gnade,“ schrie sie laut. Sie entfloß diesem Orte, aber überall auf ihrem Wege flüsterten die Bäume, murmelte der Wind: „Trennlose, Verrätherin.“

Unterdes frag man auf dem Schlosse an, sich wegen ihrer langen Abwesenheit zu beunruhigen. Die Gäste hatten sich entfernt, der Vater und Herr von Grandlieu blieben allein zurück. Sie waren verwundert, allmählig wurden sie unruhig. Man suchte Marie vergebens im Schlosse und in der Umgegend, Niemand hatte sie fortgehen sehen. Man rief sie zu wiederholten Malen von der hohen Schlossterrasse, keine Stimme antwortete ihnen. Man erkundigte sich in der Nachbarschaft, Keiner hatte sie bemerkt. Es herrschte eine große Unglücklichkeit. Herr von Grandlieu war bleich und stumm, der Vater von traurigen Ahnungen erfüllt. Nach einer Stunde vergeblichen Harrens ließ der junge Mann sein Pferd satteln, um die Umgebung des Schlosses zu durchsuchen. Viele Diener folgten seinem Beispiele. Der Greis blieb allein mit seiner Angst zurück, die man sich leicht vorstellen kann. Nach zwei Stunden kehrten die Diener wieder, Keiner von ihnen hatte die Spuren der jungen Gebieterin entdeckt. Die Verwüstung war auf allen Gesichtern zu

lesen. Herr von Grandlieu kam zuletzt, finsterner und stiller noch als vor seiner Abreise. Herr von Kereuare verbarg bei seinem Anblick sein Haupt mit beiden Händen und weinte, als wäre jede Hoffnung verloren. Während er diese Thränen vergoß, ging Herr von Grandlieu mit gewaltigen Schritten in dem Saale auf und ab, die Arme über die Brust gekreuzt, und nur die Starrheit seiner Züge verrieth den Sturm in seiner Brust.

„Herr Graf,“ sagte er endlich, indem er vor dem Greise stehen blieb, „wissen Sie durchaus nicht, was hier vorgeht? Sie kennen das Herz Ihrer Tochter gewiß besser, als ich selber. Haben Sie nichts bemerkt, was uns dieses Räthsel lösen könnte? — Sehen Sie zu, fragen Sie gewissenhaft ihr Gedächtniß. Es handelt sich um unser Aller Glück.“

Da der Vater nicht antwortete, fügte Herr von Grandlieu hinzu:

„Gut denn! Bieten wir all unsern Muth, unsere ganze Stärke auf, denn ich fühle es, ich ahne, daß uns ein entsetzliches Unglück bevorsteht.“

Herr von Grandlieu hatte sein Pferd gesattelt und gezäumt vor dem Thore stehen lassen. Er entschloß sich, heimzukehren, doch zuvor wollte er noch Mariens Zimmer sehen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht zugegen sei. Keine Spur von ihr. Er warf sich in einen Lehnstuhl und lauschte in die Nacht hinaus. In diesem Augenblick schlug es ein Uhr. Der junge Mann zitterte und erhob sich erschrocken, als hätte der Tod zum ersten Male angepöcht. Ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn und sein Herz schlug doppelt stark. Er wollte fortgehen, als er plötzlich draußen ein Stöhnen und Schluchzen zu hören glaubte. Er stürzte an's Fenster, beugte sich hinaus und — es war der Wind, welcher im Schilf des Teiches seufzte. Er stürmte von dem Fenster fort, aber kaum war er wieder zurückgekehrt, so stieß er einen Schrei aus, Marie, seine nunmehrige Gattin, stand vor ihm.

Er streckte seine Hände der bleichen Erscheinung entgegen.

„Marie, sind Sie es?“ fragte er.

Sie blieb unbeweglich, die Stirn glühend vom Fieber, die Augen strahlend von einem krankhaften Glanz. Ihre Füße waren wund, ihre Kleider in Stücken, ihre Hände und ihr Gesicht blutend. Ihre Locken waren feucht vom Thau und hingen aufgelöst über ihre Schultern.

„Ich bin es,“ sagte sie, „wir wollen keine Zeit verlieren, um den Vater und die Diener zu beruhigen. Niemand hat mich kommen sehen, es ziemt sich nicht, daß mich Jemand in diesem Zustand erblickt. Sie werden meinem Vater sagen, was Ihnen beliebt, was Ihnen gut scheint. Wenn nur mein Vater seine Tochter glücklich glaubt, so genügt es ihm.“

Ihre Stimme war scharf und befehlend.

Herr von Grandlieu ging, ohne ein Wort zu reden. Sobald er wieder eingetreten war, schloß Marie eilig die Thür zu und warf sich zu den Füßen ihres Mannes.

„Mein Herr, tödten Sie mich,“ rief sie laut.

Herr von Grandlieu suchte sie wieder aufzuheben, aber sie schlang sich wie Epheu um seine Füße.

„Tödten Sie mich,“ wiederholte sie, „hier zu Ihren Füßen will und muß ich sterben.“

„Was geht vor,“ sagte Herr von Grandlieu, „welch ein Schmerz verwirrt Sie und trübt Ihren Verstand?“

„Ich sage es Ihnen,“ wiederholte sie noch einmal und diesmal mit entsetzlicher Kaltblütigkeit.

„Erheben Sie Sich,“ sagte der Edelmann, „was für Geständnisse Sie mit auch zu machen haben mögen, Ihr Platz ist nicht zu meinen Füßen. Beruhigen Sie Sich. Was Sie mir auch entdecken, ich sichere Ihnen den Beistand eines ehrlichen Mannes und den Schutz eines liebenden Herzens zu.“

Bei diesen Worten brach die Trauer Mariens in einen Strom von Thränen aus. Herr von Grandlieu hatte sich gesetzt. Trotz seiner Bemühungen, sie aufzuheben, blieb die junge Frau auf dem Boden in der Stellung einer büßenden Magdalene. Sie weinte lange Zeit schweigend.

Still, wie sie selber, betrachtete sie Herr von Grandlieu mit einer unsäglich traurigen und Unruhe. Endlich sagte sie mit einer Stimme von Schluchzen unterdrückt:

„Herr von Grandlieu, ich will Ihnen Alles sagen. Hören Sie, ich bin sehr unglücklich.“

Ihre Thränen unterbrachen sie.

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie Sich zuerst,“ sagte Herr von Grandlieu voll Güte.

„Lassen Sie mich reden,“ bat sie, „ich will Ihnen Alles sagen. Herr von Grandlieu, ich liebe Sie nicht, ich habe Sie nie geliebt, ich durfte Ihnen nicht meine Hand reichen, seit langer Zeit gehört mein Herz mir nicht mehr an. Ich bin sehr schuldig, aber noch weit mehr zu beklagen. Sie werden, wenn Sie mich gehört haben werden, Mitleid mit mir empfinden. Als Sie mich zur Ehe verlangten, es ist schon lange her, war ich noch ein Kind und wußte nicht, was Liebe ist. Ich kannte nur die Zärtlichkeit für meinen Vater. Ich ließ meinen Vater sein Wort verpfänden. Er wünschte diese Verbindung, sein Wunsch war Befehl für mich. Ich empfand außerdem für Sie einen hohen Grad von Achtung, eine heilige Scheu, die Gefühle einer Schwester. Ich hielt das für Liebe; ich lernte erst später, daß ich mich getäuscht. Was soll ich Ihnen sagen? Mein Herz unterlag, ohne es zu wissen. Sie waren nicht zugegen, um mich zu beschützen, ich war allein, ohne Mißtrauen, ich dachte an Nichts. Diese unglückliche Liebe traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mir ist es unmöglich anzugeben, wie es so gekommen, aber bei Ihrer Rückkehr war ich Ihnen nicht mehr verlobt. Ach! ich habe viel geduldet. Erinnern Sie Sich noch meiner düstern Traurigkeit? Wenn Sie die Nächte kennen, die ich in Thränen zugebracht! Sie hielten mich vielleicht für ein eigenwilliges Kind, und ich war nur unglücklich. Oft wollte ich Ihnen Alles eingestehen, Ihre Güte er-muthigte mich, die Furcht, meinen Vater zu betrüben, hielt mich immer zurück. Ich wartete auf eine günstige Stunde. Ich will mich nicht entschuldigen, ich vermag mich nicht zu reinigen, aber das muß ich Ihnen sagen, daß seitdem ich selber liebte, ich nicht mehr an Ihre Liebe glaubte. Ich war der Meinung, daß Sie, indem Sie meine Hand forderten, nur dem letzten Willen Ihres Vaters nachgekommen wären, so wie ich die heißen Wünsche des meinigen dabei zu erfüllen strebte. Ich dachte daher, daß wir ohne Schmerz und Qual das Band lösen könnten, das uns an einander fesselte. Ihnen gegenüber war ich ohne Gewissensbisse, Sie kamen gar nicht in Betracht, nur mein Vater bekümmerte mich. Eines Tages, ach, ein trauriger Tag war es, hatte er Mitleid mit meinem Schmerze. Die Hälfte meines Geheimnisses war mir entschlüpft, zu seinen Füßen, wie jetzt zu den Ihrigen, wagte ich es, ihm zu sagen, daß ich Sie nicht lieben könne. Sie, den er bereits seinen Sohn nannte, werden wissen, was er litt. Doch ich hatte seine Knie umschlungen und seine Hände mit Thränen benetzt. Ich litt schon seit langer Zeit. Meine Gesundheit vermochte nicht, dem innern Kampfe zu widerstehen. Ich war bleich, abgemagert, und die Augen roth von Thränen. Mein Vater widersand nicht meinem Anblick. Er erhob sich, um Ihnen zu schreiben, um sein und mein Wort von Ihnen zurückzufordern. Ach! da erschienen Sie. Eine Stunde später, und wir Alle wären glücklich gewesen. Arm,

ruiniert und geächtet, kamen Sie, um uns edelmüthig das Versprechen zurückzugeben. Durften wir es annehmen? Sie werden einsehen, daß dies nicht mehr anging! Sie werden begreifen, daß Ihr Unglück statt die Fesseln zu brechen, dieselben nur noch fester schmiedeten mußte. Sie liebten mich nach Ihrem eigenen Geständnis wenigstens. Sie gaben uns unser Wort wieder, aber ohne das Ihrige zurückzuziehen. Was sollte ich beginnen? Ich reichte Ihnen meine Hand.“

„Haben Sie mir Alles gesagt?“ fragte Herr von Grandlieu. „Noch nicht,“ flüsterte sie. Lange Zeit zögerte sie. „Herr von Grandlieu,“ sagte sie endlich, indem sie ihr Haupt beugte, „ich hatte zu viel auf meine Kraft, meinen Muth und meine Stärke gebaut. Alles, was ich Ihnen zu geben vermochte, habe ich Ihnen gegeben. Der Mann, den ich liebe, lebt nur noch in meiner Erinnerung. Ich trage das Bild eines Todten in meinem Herzen, aber ich werde ihm treu bleiben.“

Und als Herr von Grandlieu schwieg, sagte sie:

„Mein Leben liegt in Ihrer Hand.“

Herr von Grandlieu blieb schweigend, den Arm auf den Lehnsstuhl, die Stirn auf seine Hand gestützt.

Marie erwartete noch immer zu seinen Füßen den Ausspruch ihres Richters.

„So haben Sie denn an einem Tage und mit einem Male drei Menschen unglücklich gemacht,“ sagte er mit dem Ausdrucke einer tiefen Traurigkeit, „unglückliches Weib, der Stolz, ja der Stolz hat Sie zu Grunde gerichtet.“

„Aus Mitleid tödten Sie mich,“ rief sie, indem sie ihr Haar vor Verzweiflung raufte.

„Mein Fräulein,“ sagte Herr von Grandlieu mit Heftigkeit, „erheben Sie Sich. Die Nacht ist vorgeschritten. Sie werden der Ruhe bedürftig seyn. In wenigen Stunden, wenn Sie mich empfangen wollen, werden wir in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung unser gegenwärtiges und zukünftiges Verhältniß ordnen. Vertrauen Sie mir und Sie können überzeugt seyn, daß ich hier wie überall Ihre Interessen mit Ihrer Würde zu vereinen suchen werde.“

Als Marie in derselben Stellung verharrte, nahm er sie bei der Hand und hob sie wider ihren Willen auf.

„Ich denke, und gewiß sind Sie derselben Meinung, daß Niemand um das heutige Ereigniß wissen darf. Sie wollen sicher nicht das Leben Ihres Vaters verkürzen. Es sind der Opfer schon genug. Wenn Sie übereinstimmen, wollen wir ihm den Glauben an unser Glück ruhig lassen. Glauben Sie, daß die Anstrengung, die es mich kostet, mindestens der Ihrigen gleicht. Kammern Sie sich nicht um die Erklärung, die ich Ihrem Vater über Ihre Abwesenheit und Ihr Verschwinden geben werde. Suchen Sie auszuruhen, damit Ihr Aussehen nicht morgen meine Worte Lügen straft. Ich werde Sie nicht tödten, auch nicht in ein Kloster schicken. Wenn Jemand stirbt, so sollen Sie es wenigstens nicht seyn.“

Bei diesen Worten grüßte Herr von Grandlieu seine Frau äußerst höflich.

Marie stürzte an die Thür und versperrte ihm den Weg.

„Wer soll sterben, wenn ich nicht diejenige bin?“ rief sie schmerzlich bewegt, „wen wollen Sie tödten, wenn nicht mich?“

„Ich werke Niemand tödten,“ entgegnete Herr von Grandlieu mit einem sanften aber traurigen Lächeln.

„Schwören Sie es mir?“ Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. „So hören Sie, wenn Sie nur ein Haar auf seinem Haupt berühren sollten, so tödte ich mich unter den Augen meines Vaters.“

„Ich verlange nicht einmal seinen Namen,“ antwortete Herr von Grandlieu kaltblütig.

Er ging. Der Tag graute bereits. Die Morgenröthe dämmerte schon am Horizont. Nach einer kurzen Zeit trat Herr von Grandlieu in das Zimmer seiner Frau. Er fand Marie im Bette, von einem heftigen Fieber ergriffen. Ihre Hände brannten, ihre Augen waren eingefallen, ihr Athem heiß und

stokend. In ihren Träumen sah sie Octave durch Herrn von Grandlieu verwundet. Sie bat ihren sterbenden Geliebten um Verzeihung, aber dieser stieß sie fort und starb, sie verfluchend.

Herr von Grandlieu, der an ihrem Bette wachte, suchte sie zu beruhigen, doch er erschien ihr ganz besleckt mit dem theuren Blute, und die Unglückliche wandte sich in ihrer Verwirrung mit Abscheu von ihm. (Fortsetzung folgt.)

Die Mutter, als erste Lehrerin.

Wer streut den ersten Samen wohl, den zarten,
Als Gärtnerin des Herrn in uns're Brust?
Wer pfllegt die Keime in des Herzens Garten
Mit Engelsfanstmut und mit Engelslust?
Wer muß die ersten Sprossen züch'n und warten,
Des heiligen Berufes sich bewußt?
Die Mutter ist's. Da sie ihr Kind umfassen,
Ist ihr im Herzen selbst ein Garten aufgegangen.
Wer lehrt der Menschheit Gottes starkes Walten,
Und schlägt den ersten Funken aus dem Stein?
Wer lehrt das Kindlein fromm die Hände falten,
Und führt dasselbe in den Himmel ein?
Wer lehrt es fest am Stab der Tugend halten,
Und wischt das Herz von seinen Schwächen rein?
Die Mutter ist's. Ein himmlisch weises Lieben
Ward ihr von Engelshand in's Herz geschrieben.
Wer steht in keines Herren blankem Golde,
Und öffnet doch den Schacht, des Kindes Herz?
Es ist das Weib; die Mutter ist's, die Holde,
Sie führt zu Tag der Seele köstlich Erz.
Wer sündert sanft die Schlacken von dem Golde,
Und blickt im Leid noch dankend himmelwärts?
Die Mutter ist's. Sie wirkt unverdrossen;
Im Kinde hat sich ihre Welt erschlossen.
Wer legt den ersten Stein zum Fundamente,
Wo sich dem Geist ein Gottestempel baut?
Wer rühret zuerst am heiligen Bau die Hände,
Indes er fromm auf höhern Segen traut?
Wer kämpfet siegreich gegen Elemente,
Und schützt das Werk vor Blitz und Sturmesbraut?
Die Mutter ist's. Ihr immerliebend Walten
Kann solchen Bau mit Wunderkraft erhalten.
Wer gibt die Bürger unserm freien Lande?
O sagt, wer zieht die Menschheit liebend groß?
Wer sichtet die Glieder uns zu dem Verbande?
Wer zieht den Völkern wohl der Zukunft Loos?
O, Schul' und Kirche sind es nicht im Stande,
Wenn Unkraut wuchert in des Hauses Schooß.
Die Mütter sind's. Sie legen Grund zu Allem,
Zur Geisteshöhe, wie zum geistigen Fall.
Wo sind die Gärten, die voll Schönheit prangen,
Wenn man im frühen Lenz sie nicht gepflegt?
Wo sind die Christen, die am Himmel hangen,
Wenn nicht das Mutterwort sich mahnend regt?
Sagt, glänzten fleckenlos die goldnen Spangen,
Die sammt den Schlacken wurden ausgeprägt?
Wer zeigt mir die stolzen Pyramiden,
Auf Sand gethürmt, vom Felsgrund geschieden?
O, säumet nicht, und laßt euch bedeuten!
Des Geistes Adel ist kein eiteler Wahn:
Verstand, Gemüth: der Seele gold'ne Saiten,
O, schlaget sie zu vollen Klängen an!
Nur Bildung kann als treuer Stern euch leiten,
O, Mütter, sicher auf der steilen Bahn.
Vom Himmel seid ihr Alle ja berufen,
Zu pflügen das, was Gottes Kräfte schufen.
Wohl spannt dich kein Tyrann an seine Wagen,
Doch sprich, mein Volk, bist du auch geistig frei?

Darfst freheitsfroh du aufzublicken wagen,

So lang die Seele lebt in Eklaverei?

Der Tochter Geist mußt du zum Ritter schlagen!

Lehr' sie das Waffenspiel im Schultornei!

Nur weisen Müttern ist das Glück verliehen,

Ein wahrhaft freies Volk heranzuziehen.

O Schweigt, ihr eiteln Menschen, die ihr fraget:

„Was frommt dem stillen Weib des Wissens Licht?“

O Schweiget, Schweigt, daß man euch nicht verklaget

Vor Gottes Thron, vor Gottes Angesicht!

Ihr habt ein Wort, ein schweres Wort gewaget,

Verzeih' euch Gott! Der Dichter kann es nicht.

Als Bildnerin ist jedes Weib geboren,

Drum hat ihr Gott den sanften Sinn erkoren.

Früh auf, an's Werk! Laßt nicht die Zeit verrinnen!

Gebt eure Töchter in des Bildners Hand,

Gebt euren Enkeln weise Lehrerinnen!

Erhebt sie in den geistigen Adelstand!

Dann thauet von des Himmels gold'nen Zinnen

Ein Segensstrom auf Volk und Vaterland;

Dann rauscht ein Halleluja durch die Zonen,

Wo Gottes Diener, Gottes Engel wohnen. Staub.

Die innern Menschen,

oder

Der öffentliche Gerichtshof im Menschen.

Von M. G. Saphir.

(Fortsetzung.)

Du innerer Mensch, Du öffentliches Gericht im heimlichen Menschen, Du schwarzverlarvte Behme in dem Brustverließ des Menschen richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, richte das Thun und Lassen jener Menschen nicht, von dessen Herzen Du drei Späne gehauen, ohne sie zu hören, damit der ceremonielle Hohn Deines entseelten Urtheils sich nicht lehre gegen Deine eigene Brust und Dich einmal selbst vorlade vor das Gericht in Dir selbst, und Dir zurufe: Ich richte Dich, wie Du gerichtet, ohne Dich an die Stelle des Angeklagten gesetzt zu haben, ohne seine Leiden, seine Schmerzen, seine Kämpfe, die Reihe von Schändlichkeiten und Kränkungen und Verletzungen und Aufstachelungen und Verräthereien und Unwürdigkeiten, die er erlitt, als Entlastungszeugen vorzuladen und anzuhören, ohne ihm die größte Rechtswohlthat: die Begründung seines Seelenzustandes angedeihen zu lassen, — so wie Du gerichtet, so werde gerichtet, dann —: Ecce homo!

Du innerer Mensch, richte nicht über das Thun und Lassen der Andern, parfumire Dich nicht mit Prüderie, salbe Dich nicht mit Verschämtheit, mische Dich nicht darein mit Deinem Urtheile, wenn neben Dir ein Mensch in dem Augenblick, wo seine Menschlichkeit von schneider Unbill, von schwarzer Entartung angepackt wird mit glühender Zange, wenn Gemeinheit und Unnatur so lange in einem Herzen herumwühlen, bis sie den tiefversteckten Born, den lang zurückgehaltene, den blutrothen Born mit Gewalt herausgejagt aus seiner Höhle und er Gebrauch macht von seinen gottgeschenkten Krallen! Richte nicht und werfe Deinen Stab nicht inzwischen, wenn der Mensch, der tiefgeritzte, heraustritt aus sich selber und mit sich selber ringt, wenn er Luft machen will dem Herzen, in welchem unendlich lang und still mißhandelte, wundgepeitschte Gefühle und Empfindungen wie Cyklopen bei dem langangeblasenen Feuer endlich anfangen zu hämmern und zu schmieden und das Zertrümmerungswerk zu beginnen; wenn so der Mensch mit sich und seinem Ingrimme öffentlich auf einen Niederwurf geht, halte Dich fern, innerer Mensch, moralisire nicht, bis Du in einem solchen Herzen gewohnt hast, setze Dich in die Lage dieses Herzens, und dann —: Ecce homo! (Schluß folgt.)

Eine Schiffsscene.

Ein Schiffskapitän hatte in seiner Kajüte für seinen Tisch einen Korb feinen Weines stehen. Als er einstmals seinen Vorrath überzählte, fand er, daß mehr Flaschen fehlten, als er getrunken zu haben sich erinnern konnte. Der Verdacht fiel auf den Schiffsjungen, der ihn aufwartete, weil dieser am meisten in der Kajüte zu thun hatte. Um nun hinter die Wahrheit zu kommen, verbarg sich der Kapitän in die Nebenkammer um die Zeit, wo jener den Tisch decken mußte. Der Junge kam, und wie er seine Sache in Ordnung gebracht hatte, ging er über den Korb, nahm eine Boutheille heraus und sagte: „Jean von Dörsten, gebürtig aus Rotterdam, ist gewilligt, mit Jungfer Rosina Clairret, gebürtig aus Bourgogne, sich zu verheirathen, und wird hiermit zum ersten, andern und dritten Mal aufgeboten, und wenn kein Einspruch geschieht, soll die Trauung gleich vor sich gehen.“ Hierauf setzte er die Boutheille an den Mund, trank sie in einigen Zügen leer und warf sie zum Fenster hinaus. Der Kapitän ließ sich während der Mahlzeit nichts merken; nach Tische aber versah er sich mit einem Ende Schiffstau und rief den Jungen auf das Verdeck. „Jean,“ sagte er, „ich habe Dir etwas Lustiges zu erzählen; ich will Dich verheirathen.“ „So!“ versetzte der Junge und machte große Augen, als er das Tausah. „Ja,“ antwortete der Kapitän; „höre nur zu, es soll Alles ordentlich zugehen.“ Darauf fing der Kapitän an: „Gegenwärtiger Jean von Dörsten, gebürtig aus Rotterdam, soll mit Jungfer Barbara Strips, gebürtig aus Prügeldorf, copulirt werden, und wird dießfalls hiermit zum ersten, andern und drittenmal proclamirt, und wenn kein Einspruch geschieht, so soll diese Trauung sogleich vor sich gehen.“ Zugleich hob er den Arm auf, um die Trauung zu vollziehen. „Halt, Kapitän!“ rief der Junge, „ich thue Einspruch.“ — „Was Schurke!“ antwortete dieser, „hast Du nicht meinen Wein getrunken?“ — „Ja!“ versetzte der Junge; „wenn Sie das aber wissen, so wissen Sie auch, das Alles nach der Ordnung geschehen ist. Warum haben Sie nicht Einspruch gethan, wie ich es gethan habe, so hätte die Trauung unterbleiben müssen.“ Der Kapitän mußte über diesen Einfall lachen und sagte: „Diesmal mag es Dir geschenkt seyn; aber ich rathe Dir, nie wieder an die Jungfer Clairret zu denken, sonst soll Deine Trauung mit der Jungfer Strips so feierlich vollzogen werden, daß Du zeitlebens an den Hochzeitstag denken sollst.“

Miscellen.

- X Wenn die Seltenheit einer Sache ihren Werth bestimmt, warum gilt die Vernunft so wenig? Wilhelm Vogl.
- X Die beweine nicht mehr, die schon zur Ruhe gegangen, Die beweine, die stets fürchten den kommenden Tod. Herder.
- X Beständig haben wir Die lieb, die uns bewundern, und nicht immer Die, welche wir bewundern. Knigge.
- X Mancher, der zu Hause ein Schloß mit besonderen Zimmern für den Sommer und für den Winter hat, und doch nach Hofe kommt, um als Kammerherr unter dem Dache zu wohnen, thut dieses nicht aus Bescheidenheit. Mancher Andere, der, um seinen Wuchs schlank zu erhalten, sich den Wein versagt und nur eine Mahlzeit thut, ist weder nüchtern noch mäßig; und ein Dritter, der, von einem armen Freund angegangen, ihm endlich eine kleine Beisteuer gibt, ist nicht wohlthätig, sondern er kauft sich nur Ruhe. So bestimmen die Beweggründe unserer Handlungen allein ihren Werth, und Uneigennützigkeit drückt ihnen das Siegel der Vollkommenheit auf. Schulz.

Maritätenkästlein.

○ Von dem bekannten reichen Bankier R. in London wird folgende Anekdote erzählt: Er mußte sich einer Operation unterziehen, welche der ausgezeichnete Chirurg Liston mit vielem Geschick ausführte. Als die Operation zu Ende war, sagte er

dem Arzt: Sie glauben vielleicht, ich würde Ihnen dafür zahlen, daß Sie mir diesen Schmerz gemacht. Sie irren sich aber sehr, ich gebe Ihnen nur dieß kleine Andenken. Bei diesen Worten warf er ihm seine Nachtmüze in's Gesicht. Liston lachte und steckte die Müze ein. Als er auf dem Flur das „Andenken“ genauer untersuchte, fand sich in ihrer äußersten Spitze ein Bankbillet von 1000 Pfund versteckt.

○ „Welche Lektüre halten Sie für die angenehmste?“ wurde ein Gutschmucker gefragt. — „Den Speisetzettel!“ war die Antwort.

○ Während der großen Sommerhize hatten zwei Damen des Nachts ihre Fenster offen stehen lassen. Diebe benutzten diese Gelegenheit, stiegen ein, und eben so artig als geschickt, hinterließen sie auf einer der ausgeleerten Commoden ein Billet, welches die Worte enthielt: Wenn Sie des Nachts die Fenster offen lassen, so schließen Sie wenigstens ihre Commoden zu.

○ Ein Farmer aus Illinois erzählte seinem Freunde, einem Farmer von Missouri, daß er Schweine gesehen habe, die so mager waren, daß zwei neben einander stehen mußten, um einen Schatten zu werfen. Der Freund aus Missouri erwiderte, daß er selbst Schweine gehabt, welche so mager waren, daß sie immer durch die Risse zwischen den Brettern am Stalle durchschlüpfen, und er dieß nur dadurch verhindern konnte, daß er ihnen Knoten in die Schwänze knüpfte.

○ Der Freiherr v. B. war ein Knauser, der sich nicht entblödete, die geringsten Dienste selbst zu verrichten, und zu Hause in der schmutzigsten Kleidung einherging; dabei hatte er kruppiges, brandrothes Haar. Einst steckte er auf dem Gange im Kamin und legte Holz in den Ofen. Der Diener des Barons M., welcher mit einem Auftrag seines Herrn kam, sah ihn für den Bedienten an, gab ihm einen derben Schlag und fragte lachend: Du! ist Dein Rother zu Hause? Bewundert dreht sich der Freiherr um. Johann erschraek — mußte sich gut oder übel helfen, und sagte: Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich glaubte, es sei Heinrich, und fragte nach seinem zahmen Fuchs.

○ Fragen und Antworten. Professor: „Sagen Sie mir, Herr Candidat, was kommt nicht oft vor?“ — Candidat: „Eine solche Frage, Herr Professor!“ — Professor: „Geben Sie mir eine kurze Definition, was ist ein Beleg?“ — Candidat (nach einigem Hören): „Borenhaltung des Semestralzeugnisses wegen unbezahlter Rechnungen.“

○ „Bei mir geht et Allens musikalisch zu,“ sagte ein Eiermann; „ich spiele die Dreerzel, ich tute jerne Enen, un ich ruhe nich ehr, bis der letzte Froschen stöten gegangen ist.“

○ Frankreich und Deutschland. Ist oder trinkt der Franzose etwas Gutes, so ruft er: „Diable!“ der Deutsche: „Gütlich!“ Schmeckt aber das Essen schlecht, so ruft der Franzose: „Mon Dieu!“ und der Deutsche: „Psui Teufel!“

○ Ein neu erschienenes Blatt ging, da es ihm an Abonnenten mangelte, nach kurzem Bestehen wieder ein. — „Es geht zum Herbst,“ sagte davon ein Colporteur, „und da ist es denn ganz natürlich, daß die Blätter fallen.“

Somonyme.

Ich lieg' auf der Erde, gehöre zum Haus.
Auf mir halten Enten und Gän' ihren Schmaus.
Doch bin ich am Monde, so zeig' ich dir an,
Daß Sturm oder Regen sich morgen dir nah'n.
Gehö' ich dem Könige oder dem Kaiser,
Gleich tritt dann dein Fuß wohl behender und leiser.
Und kannst du den Weibern fein artig mich machen,
So werden sie sicher gar freundlich dir lachen.

Auflösung der Charade in No. 55:
Postmeister.